

Stanley Aronowitz Theorie und sozialistische Strategie*

Zusammenfassung: Hier werden Etappen der Krise des Marxismus rekonstruiert. Im Zentrum steht eine Auseinandersetzung mit der Diskurstheorie von E. Laclau und Ch. Mouffe: In »Hegemony and Socialist Strategy« haben die beiden Autoren versucht, den literarischen und philosophischen Post-Strukturalismus für eine methodologische und epistemologische Kritik des historischen Materialismus zu mobilisieren. Sie verfechten das Primat des Kulturellen über die Ökonomie, lehnen dessen a priori-Hegemonie der Arbeiterklasse ab und begreifen Demokratie als Alternative zum Sozialismus. – Ein interessanter Versuch, der aber zu vieles draußen läßt (z.B. den Diskurs der Politischen Ökonomie) und dem u.a. die Perspektive einer »moralischen Hegemonie ohne Herrschaft« verloren geht – wodurch er auch die Rolle der Intellektuellen in den sozialen Bewegungen von Ländern wie Brasilien, Polen oder Südafrika mißversteht.

Weltweit ist die Linke in zwei gleichzeitig geführte, jedoch voneinander unabhängige Debatten verwickelt. In der einen geht es um die sogenannte »Krise des Marxismus«, bei der zweiten handelt es sich um eine jüngere Kontroverse: Was ist eigentlich die Bedeutung von Sozialismus, sowohl als historische Alternative zum Kapitalismus als auch als soziale Bewegung betrachtet? Die Krise des Marxismus ist nichts neues. Sie trat seit der Jahrhundertwende in periodischen Abständen auf und ist von anderem Charakter als die den Sozialismus betreffenden Probleme. Da der Marxismus (je nach Lagerzugehörigkeit) sich als kritische oder positive Wissenschaft versteht, sind seine Verknüpfungen mit sozialistischer Politik, mit ihrem deutlich »ideologischen« Charakter, eher indirekter Art. Man kann argumentieren, daß die neue Selbstinfragestellung des Marxismus einem Zusammentreffen von ökonomischen und politischen Entwicklungen geschuldet ist. Die Art der Fragen jedoch, die gestellt werden, und die Antworten darauf, sind einem wissenschaftlichen Diskurs verbunden. Anders ausgedrückt, die soziologischen und ideologischen Aspekte der Krise des Marxismus als Wissenschaft sind nicht erschöpfend. Ich werde unten versuchen, einen Überblick über die Geschichte der Krise des Marxismus seit der Jahrhundertwende zu geben. Hier genügt es zu betonen, daß obwohl an sich nichts neues, jede ihrer Reinkarnationen dem Wissenschaftsparadigma des Marxismus neue Herausforderungen hinzufügt. So wurde beispielsweise in keiner der früheren Phasen dieser Debatte der Begriff des Sozialismus in solcher Schärfe in Frage gestellt, wie es gegenwärtig geschieht, noch wurde die Rolle der Arbeiter-

* Dieser Artikel erschien zuerst in: »Social Text«, Vol. 6, No. 1 / 1987.

klasse als lebenswichtiger Bestandteil eines möglichen emanzipatorischen Projekts angezweifelt. So sieht sich der Sozialismus heute erstmals der umfassenden Infragestellung mindestens dreier seiner fundamentalen Sätze gegenüber: 1. die »bestimmte« Alternative zur herrschenden kapitalistischen Weltordnung darzustellen; 2. daß die Länder des »real-existierenden« Sozialismus den entwickelten kapitalistischen Ländern gegenüber einen historischen Fortschritt repräsentieren und, daß in Zeiten weltweiter ökonomischer und politischer Krise der kapitalistischen Ordnung Bewegungen hin zum Sozialismus auf der politischen Tagesordnung stehen; und 3. daß der Sozialismus als Ideologie andere oppositionelle soziale Bewegungen umfaßt und deren Forderungen in sein Programm aufnehmen kann.

Ernesto Laclau und Chantal Mouffe haben zu diesen Debatten ihren Beitrag geleistet. Ihr Buch »Hegemony and Socialist Strategy« (London 1984) unterscheidet sich jedoch von anderen Beiträgen in zwei entscheidenden Punkten. Zum einen ist es der erste Versuch, den gesamten Fundus französischer post-strukturalistischer Philosophie für eine methodologische und epistemologische Kritik des historischen Materialismus zu mobilisieren. Sie beschränken sich nicht auf eine externe Kritik im Lichte der Ereignisse, sondern versuchen den Marxismus von innen her als essentialistisch zu widerlegen. Darüber hinaus schlagen sie ein alternatives Paradigma vor, innerhalb dessen das Primat der Ökonomie, ja die Existenz des Sozialen als Axiom politischer Theorie und Gesellschaftstheorie überhaupt bestritten wird. Zum anderen versuchen sie erstmals, den Apparat des Poststrukturalismus, insbesondere das Werk von Derrida und Foucault zur Überprüfung des Sozialismuskonzepts als bestimmter Vision einer angeblich radikalen oder revolutionären Bewegung anzuwenden. Dabei betonen sie die Leitsätze von Demokratie – insbesondere in ihrer radikalen Fassung – als unvollendete Aufgabe der auf sie verpflichteten Gesellschaften. Die Demokratie selbst wird zur Alternative, Sozialismus in ihrem Diskurs zum untergeordneten Aspekt. Vorstellungen wie die des Pluralismus lösen sich im Kontext von Laclaus und Mouffes politischer Theorie von der Tradition des Liberalismus. Daher handelt es sich hier, anders als bei der Welle des Post-Marxismus der späten siebziger Jahre, um eine linke Kritik des Marxismus, die stillschweigend Marx' eigene Attacken auf die repräsentative Demokratie und den »freien« Markt des Liberalismus des 19. Jahrhunderts akzeptiert.

Laclau und Mouffe vertreten ein libertäres Modell demokratischer Gesellschaft, das zur Veränderung der bürgerlichen Gesellschaft eher auf die Macht sozialer Bewegungen denn auf politische Parteien setzt. Diese Perspektive auf »soziale Bewegungen« hängt – vor dem politischen Hintergrund der Autoren – zweifellos mit der Nachkriegspolitik der sozialistischen Bewegungen, die Kommunisten eingeschlossen, zusammen, sich zur Durchsetzung ihrer Programme auf die parlamentarische Ebene zu verlassen. Der Aufstieg eines linken Bürokratismus, den Claude Lefort und Cornelius Castoriadis eindrucksvoll portraitiert haben, wirft ernsthafte Fragen bezüglich des Status der etablierten europäischen Linken als Träger von Alternativen zum Spätkapitalismus auf. Denn die Fixierung der Linken auf das Parlament

verrät einen tiefen Wunsch, Teil der Ordnungskräfte zu werden, nicht gegen sie zu organisieren.

»Hegemony and Socialist Strategy« ist stark von der Manöverkritik »neuer« sozialer Akteure beeinflusst, insbesondere von Feministen und Ökologen, aber auch von den ultra-linken Abspaltungen der kommunistischen und sozialistischen Parteien, für die die Erklärung der italienischen Kommunistischen Partei, sie sei eine Partei der Ordnung, das Ende der Hauptströmung der sozialistischen Bewegung bedeutete. Konkret gefaßt, die Themen sowohl der feministischen, als auch der ökologischen Bewegungen stellen im jeweiligen nationalen Kontext eine Herausforderung der Hegemonie der traditionellen Arbeiterklasse dar. Laclau und Mouffes Ablehnung der Vorstellung einer Vormachtstellung der Arbeiterklasse ist zugleich eine Kritik der praktischen Strategie der Parteien der Linken, parlamentarisch Reformen erreichen zu wollen. Dies ist für sie nicht nur eine Frage historischer Entwicklungen (so hat bspw. die Arbeiterklasse seit Ende der fünfziger Jahre an gesellschaftlichem Gewicht verloren), sondern ein Problem der Formulierung der Frage nach historischen Handlungsträgern überhaupt. Das Kernstück ihres Buches ist der Diskurs, der auf historisches Handeln zielt; wie ich jedoch zeigen werde, gelingt es ihnen nur die Frage aufzuwerfen, nicht jedoch eine solide alternative Theorie zu entwickeln.

Die a priori Hegemonie der Arbeiterklasse über die gesellschaftliche und politische Opposition ablehnend, fordern sie einen Pluralismus der emanzipatorischen Diskurse. Dementsprechend hat »Hegemony and Socialist Strategy« dreierlei Ebenen: 1. Es ist eine Kritik des Marxismus als Wissenschaft, die zeigt, daß seine Axiome und Sätze ideologischer Art sind. 2. Es ist eine Darstellung der von Foucault, Derrida und Wittgenstein entwickelten Begriffe der Diskurstheorie. 3. Es entwickelt die Skizze einer neuen, auf diesen Ideen beruhenden politischen Theorie. Ich werde zeigen, daß ihre Argumentation auf einige Varianten des Marxismus durchaus zutrifft, daß ihre post-strukturalistische Kritik am historischen Materialismus aber trotz der von ihr ausgehenden Faszination große Lücken aufweist, die sie nicht auszufüllen vermögen, ohne ihren Rahmen zu revidieren. Ich werde weiter zeigen, daß es ihrer politischen Theorie, verführerisch und teils spannend wie sie ist, doch an Spezifik mangelt, und sie daher eher als eine Reihe von Hypothesen, denn als vollständige Theorie angesehen werden muß.

I

Louis Althusser kann als der bedeutendste marxistische Wissenschaftsphilosoph des 20. Jahrhunderts gelten. Seine Bemühungen die Wissenschaftlichkeit des Marxismus zu untermauern, erwidern Kritiken, die den Marxismus als Nicht-Wissenschaft betrachten (vgl. Althusser 1968). Althussters Strategie bestand darin zu zeigen, daß eine Richtung der marxistischen Tradition, der Humanismus, sicherlich Popper'schen Charakterisierungen entsprach, derzufolge der Marxismus essential-

stisch und historizistisch sei (vgl. Popper 1965). Um das Marx'sche Paradigma im Angesicht zeitgenössischer Philosophie aufrechterhalten zu können, war es notwendig, dessen axiomatische Struktur neu zu entwerfen und einen epistemologischen Bruch zwischen Marx und Hegel zu proklamieren, der weniger erkenntnistheoretische Fragen als die entscheidende Frage nach dem Objekt wissenschaftlicher Untersuchung betraf. Indem Marx den essentialistischen Begriff des Menschen durch den der Produktionsweise ersetzte und Dialektik als strukturierte statt expressive Totalität rekonstruierte, habe er nicht weniger bewirkt als eine Kritik des Humanismus, Marx eigene frühere Version eingeschlossen, eine die durch die wissenschaftliche Revolution gebildet wurde. Dadurch war Wissenschaft durch Kritik und Selbstkritik von Ideologie unterschieden.

Obwohl Althusser Poppers Wahrheitskriterien (die Möglichkeit einen Satz der Falsifizierung, Widerlegung und empirischen Tests zu unterziehen) nicht übernahm, sind ihre Wissenschaftskonzeptionen bemerkenswert ähnlich. Beide beschäftigen sich mit dem Problem der Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft. Beide verstehen dann Wissenschaft als kritische Aktivität, wenn ihre Betreiber schonungslos die eigenen Voraussetzungen überprüfen. Daß diese Vorstellungen von Gaston Bachelard geteilt werden, widerspricht nicht der Tatsache, daß die von Wittgenstein, Bertrand Russell und Popper ausgehende wissenschaftliche Philosophie Mitte des 20. Jahrhunderts so übermächtig geworden war, daß sich der Marxismus der grundlegenden Vorstellung der Wissenschaftsphilosophie anpassen mußte, derzufolge wissenschaftliche Revolutionen auftreten, solange die Wissenschaftsgemeinschaft bereit bleibt, alte Begriffe aufgrund neuer Erkenntnisse zu verwerfen (vgl. Bachelard 1978).

Thomas Kuhn zufolge zerbricht ein wissenschaftliches Paradigma dann, wenn seine Theorie die im Verlauf »normaler« Wissenschaft auftretenden Anomalitäten nicht länger erklären kann (vgl. Kuhn 1967). Das neue Paradigma scheint wenig mit dem alten, das es ersetzt, gemein zu haben; sein Hauptvorteil ist es, eine größere Bandbreite von Phänomenen erklären zu können, und seine einzige Gemeinsamkeit mit der alten Sichtweise besteht darin, daß es die Plausibilitätskriterien der wissenschaftlichen Gemeinschaft befriedigend muß. Kuhns »interne« Theorie wissenschaftlicher Revolutionen hat zwar das ideologisch-historische Umfeld wissenschaftlicher Veränderungen immer betont, es aber nie untersucht. In der Tat mangelt es der Wissenschaftsgeschichte an solchen »externen« Untersuchungen. Die Gründe hierfür sind unschwer auszulegen: Die Wissenschaft der Aufklärung versuchte gerade sich von den politischen und ideologischen Zensoren zu befreien und das Wissen um die externe Welt zur Sache der wissenschaftlichen Gemeinschaft(en) zu machen. Das Wissen um die Gesellschaft hat jedoch niemals auch nur die Ideologie von Autonomie gekannt; seine ganze Existenz ist mit ökonomischen, politischen und sozialen Objekten verwoben. Und in der Tat hatten die Sozialwissenschaften traditionell unter dem Vergleich zu leiden. Der Wahrheitswert ihrer Erkenntnisse ist immer provisorisch, und dies nicht nur in dem üblichen Sinn, in dem Lenin von der Relativität

wissenschaftlicher Wahrheit sprach (relativ zum Entwicklungsstand der Produktivkräfte und wissenschaftlichen Erklärung), sondern auch deshalb, weil Sätze über die soziale Welt mit Interessen vermengt und daher auf Grund ihrer Einseitigkeit zu relativer Wahrheit verdammt sind.

Der Anspruch des Marxismus auf Wissenschaftlichkeit beruht nicht auf dem Argument, er vermeide die historische Relativität seiner diversen Theorien und Sätze, sondern auf der Vorstellung, die Interessen, von denen sein Paradigma durchdrungen ist, seien universeller Art. Die Arbeiterklasse ist nicht nur einfach eine Gruppe mit bestimmten Forderungen. Während andere Gruppen nur versuchen ein Stück des Kuchens zu ergattern, werden ihre Forderungen ab einem bestimmten Punkt identisch mit dem Projekt sozialer Transformation. Immer sahen sich Marxisten durch die Umstände gezwungen, die empirische Existenz des Proletariats von seiner »welthistorischen Mission« zu unterscheiden.

Das 20. Jahrhundert war dem Marxismus gegenüber besonders ungnädig, sogar dann, wenn Marx selbst sich einer Faszination seitens der Gelehrtschaft erfreute. Während der Sozialismus die zentrale ideologische Alternative zum Kapitalismus bleibt (obwohl seine »realexistierenden« Formen zunehmend Widerwillen und Angriffen ausgesetzt sind), haben die Anomalitäten des Spät- oder entwickelten Kapitalismus das Paradigma des Marxismus erschüttert. Nicht nur die Theorie kapitalistischer Krisen, vielleicht der Kern des wissenschaftlichen Marxismus, ist nicht endender Kritik und Revision unterzogen worden, auch die Vorstellung, das real existierende Proletariat entwickle sich unweigerlich zum Träger revolutionären Handelns, stieß auf massive Skepsis.

Frühere Kritiken an der Zentralität des Proletariats als historischem Träger systematischer Transformation kreisten fast ausschließlich um die praktischen Aktivitäten der Arbeiterklassen wichtiger kapitalistischer Länder – um die Beschränktheit ihrer Gewerkschaftskämpfe, die parlamentarischen Auseinandersetzungen um Reformen und, am irritierendsten, die Unterstützung sozialistischer und Arbeiterparteien für die Kriegspolitik ihrer jeweiligen Regierungen in beiden Weltkriegen (wobei der Kampf gegen den Faschismus eine andere Sache war als der Erste Weltkrieg). Mehr noch, ein großer Teil des »empirischen« Proletariats unterstützte in den dreißiger Jahren den deutschen und italienischen Faschismus. Und dies nicht wegen der Wirtschaftspolitik dieser Regimes, die eng mit Kriegsvorbereitungen verbunden waren, sondern, weil der Faschismus, wie Wilhelm Reich, George Bataille und Ernst Bloch bemerkten, genau in dem Maße zu einer Massenbewegung wurde, wie er Kapitalakkumulation als Grundlage gesellschaftlicher Ordnung verdammt, eine Grundlage, die Sozialismus und Liberalismus teilen. Der Faschismus wurde nicht von innen heraus besiegt. Es bedurfte der vereinten Anstrengungen der sowjetischen und amerikanischen Kriegsmaschinerie um die faschistischen Staaten zu zerschlagen. Denn der die Linke und die politische Mitte zwischen den Kriegen durchdringende Geist bürokratischer und technischer Rationalität, machte sie unfähig, der kulturellen Hegemonie des Faschismus zu begegnen.

Später wurden diese Momente von Kritikern verallgemeinert, die daraus schlossen, das Proletariat sei zu einer »arbeitenden Klasse« geworden, die sich bis in ihren Kern hinein in dem Maße entradikalisiert habe, wie ihre »rationalen« Forderungen durch den kapitalistischen Staat befriedigt wurden, sowie daß diese Forderungen Zeichen eines neuen Korporatismus seien, mit den Parteien der Linken als zentralem Bestandteil. Damit beginnt die Krise des Marxismus der Krise der Arbeiterbewegung zu ähneln: Sein Wunsch nach Wissenschaftlichkeit signalisiert seinen Wunsch nach Anerkennung innerhalb der spätkapitalistischen Ordnung, genau wie seine wissenschaftliche Hegemonie in der zweiten Welt eine unauflösliche Verbindung zwischen Intellektuellen und der Staatsmacht hervorbringt.

II

Die Krise des Marxismus tritt zum ersten Mal um die Jahrhundertwende in Erscheinung. Ihre früheren Propagandisten, Eduard Bernstein und Georg Sorel legten die Grundlagen für eine Diskussion, die sich bis heute wiederholt (vgl. Bernstein; Stanley (ed.) 1976; Sorel 1969). Bernstein stellte die marxistische Krisentheorie in Frage, indem er ihr die Fähigkeit des Kapitalismus zu rationaler Planung entgegensetzte und – als entschiedener Reformist – radikal zwischen Reform und Revolution unterschied, genauer: Er konstatierte die Unmöglichkeit eines revolutionären Bruchs unter den Bedingungen bürgerlich demokratischer Planung. Für Bernstein hatte Marx zwar korrekt das Auftreten des Proletariats als neuem politischen Handlungsträger vorhergesagt, die Fähigkeit des Kapitalismus zur Selbstregulierung jedoch unterschätzt. Diese Konstellation führe zu einer neuen Strategie der Arbeiterbewegung, der zufolge der Moment des Bruchs niemals eintritt und Sozialismus – weit entfernt davon, die unvermeidliche Zukunft kapitalistischer Gesellschaft darzustellen – zu einem die Praxis der Arbeiter innerhalb der sich fortentwickelnden kapitalistischen Ordnung leitenden ethischen Ideal wird, ohne daß es diese in irgendeiner Weise determinieren würde.

Ausgangspunkt für Sorels Angriffe ist seine Feststellung, der Marxismus eifere dem wissenschaftlichen Determinismus des 18. Jahrhunderts nach. Am aufschlußreichsten ist seine Kritik des Marxismus als Form des Idealismus, als Doktrin voller Selbstbetrug, besonders in seinem Bemühen, den gesetzmäßigen Charakter sozialer und ökonomischer Entwicklungen nachzuweisen. Das, was Sorel die »dialektische Illusion« des Marxismus nennt, besteht in der Vorstellung determinierter Wechselbeziehungen zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Obwohl er die marxistischen Kategorien akzeptiert, versucht er zu zeigen, daß die »letztendliche« Bestimmtheit aller sozialer Verhältnisse durch die Ökonomie inkorrekt ist, da die Ökonomie selbst Zufällen unterworfen, ja unter Konkurrenzbedingungen in der Tat unbestimmt ist. Reduktionistische Formeln verbergen dem unaufmerksamen Beobachter nur die wirkliche Natur der Phänomene, sie verbergen die grundlegende

Zufälligkeit hinter einer scheinbaren sozialen Physik (vgl. Stanley (ed.) 1976). Zwar akzeptiert er das Insistieren des historischen Materialismus, Geschichte strikt auf materieller Grundlage zu erklären, dennoch beschuldigt er den Marxismus, sich auf metaphysische Abstraktionen zurückzuziehen. Diese Kritik könnte aus zeitgenössischer Sicht als zutreffender Einwand gegen den Marxismus der II. Internationale abgetan werden, der sich selbst als Analogie zur Physik oder Chemie betrachtete. Doch die von Sorel formulierte Kritik tauchte in gleicher Form in den späten dreißiger Jahren wieder auf, einer Zeit, in der die leninistische Orthodoxie die theoretische Landschaft beherrschte. Denn Sydney Hook wiederholt, ohne Sorel oder Bernstein zu zitieren, ihre Kritik und fügt ihr weitere Punkte hinzu: eine vernichtende Kritik an Engels Konzeption der Dialektik der Natur und eine Kritik der Hegel'schen Dialektik als Mystizismus (vgl. Hook 1940). Zu dieser Zeit (1940) ist Hook durchaus noch Marxist in dem Sinne, daß er auf die Arbeiterklasse als Totengräber des Kapitalismus baut und kapitalistische Ungleichheit für systemisch und nicht situationsbedingt hält. Seine Bewunderung für Trotzky hält ihn jedoch nicht davon ab, den Marxismus vom wissenschaftlichen Standpunkt experimenteller Methoden aus zu kritisieren.

Erzeugt wird die Krise des Marxismus zweifellos durch das Auftreten sozialer und politischer Krisen. Hooks grundlegender Bruch mit der leninistischen Orthodoxie war sicherlich von seiner Hinwendung zum amerikanischen Pragmatismus und seiner Einschätzung der parlamentarischen Demokratie als bleibender Errungenschaft beeinflusst. Darüber hinaus jedoch von seiner Weigerung, die Sowjetunion als Verirrung auf einem ansonsten determiniert progressiven Kurs geschichtlicher Entwicklung zu betrachten. Hooks späterer Antisozialismus kann ebensowenig wie sein Anti-Marxismus von seinem positiven Beitrag zur kritischen marxistischen Diskussion ablenken oder die Tatsache abschwächen, daß er selbständig die meisten Kritikpunkte der späten siebziger und der achtziger Jahre vorwegnahm. Eines seiner treffsichersten und prägnantesten Argumente ist seine Kritik am Versagen des historischen Materialismus, die verschiedenste kapitalistische Gesellschaften charakterisierende Loslösung der Formen politischer Herrschaft von der ökonomischen Basis wahrzunehmen. Hook zufolge kann der Ökonomismus nicht erklären, wie und warum aus gleichen ökonomischen Bedingungen verschiedene Staatsformen entstehen können. In heutige Sprache übersetzt vertritt er damit die Spezifik des Politischen sowie dessen relative Autonomie von der ökonomischen Basis. Dies bedeutet, daß sich Formen staatlicher Machtausübung und politische Kämpfe gemäß unterschiedlicher kultureller Traditionen, spezifischer Charakteristika der Kapitalistenklasse und der staatlichen Bürokratie unterscheiden. Hook anerkennt die Bedeutung von Moscas, Paretos und Michels »Elitentheorien« des Staats, ohne jedoch deren undemokratische Schlußfolgerungen zu teilen, denen zufolge Geschichte durch Eliten und Gegeneliten gemacht wird, ohne nennenswerte Interventionen seitens der Massen (vgl. Mosca 1950; Pareto 1955; Michels 1924). Hooks Argument einer relativen Autonomie des Überbaus nimmt die theoretisch ambitionierten Bemühungen Alt-

hussers, Poulantzas und anderer vorweg, die Architektur des Marxismus durch den Einbau neuer Kategorien, die die Unbestimmtheit sozialer Verhältnisse zu erklären vermögen, zu bewahren. Daß sich die Strukturalisten gezwungen sahen, dem Marxismus, um ihn vor den brutalen Realitäten der historischen Anomalitäten zu retten, linguistische und psychoanalytische Kategorien hinzuzufügen, konnte für die Zukunft nichts gutes verheißen, wenn die Lücken durch diese Manöver auch eine Zeitlang gestopft werden konnten.

Vieles von Hooks Kritik wurde von Gramscis politischer Theorie antizipiert. Seine Hegomietheorie schien innerhalb des komplexen Verhältnisses zwischen Staat, ökonomischer Basis und Politik der Ideologie das Primat zuzusprechen (vgl. Gramsci 1971). Da das Kapital mehr noch durch Konsens als durch Gewalt herrscht, wurde die Fähigkeit, den Massen seine Weltsicht und sein Alltagsbewußtsein zu oktroyieren, zum Schlüssel seines, selbst von ökonomischen Zusammenbrüchen und Kriegen unerschütterten, beharrlichen Festhaltens an der Macht. Man könnte argumentieren, daß dies selbst für Revolutionen zutrifft, die in den meisten Fällen weder eine grundlegende Transformation sozialer Verhältnisse herbeigeführt haben noch einen grundlegenden Machtwechsel. Augenfällig ist, daß sich Althussers Vorstellung »ideologischer Staatsapparate« von Gramscis Beharren darauf herleitet, daß Ausbildung, Religion, Literatur und dergleichen weit mehr sind als Ausflüsse der ökonomischen Basis, daß sie ihre eigene Logik besitzen.

Laclau und Mouffe beginnen dort, wo andere aufhören. Ihr Buch stellt eine Reihe von Kritiken vor, bemerkenswerterweise ohne auf Hook einzugehen. Allerdings ist die amerikanische marxistische Diskussion in der europäischen Debatte um die Krise des Marxismus praktisch nicht präsent. Sie beziehen sich zustimmend auf die Implikationen von Bernsteins Idee, die Arbeiterklasse sei in modernen kapitalistischen Ländern nicht mehr eigentumslos, sondern vielmehr zu Staatsbürgern und Konsumenten geworden, was hauptsächlich dem vermittelnden Einfluß gesellschaftlicher Organisationen auf die Klassenherrschaft zu verdanken ist. Dieser vermittelnde Einfluß ist ein Faktor, der nicht nur die Macht von Gewerkschaften und sozialistischen Parteien umfaßt, sondern auch den Staat selbst, der eher ein zwischen und unter den Klassen umkämpftes Terrain geworden ist als ein Instrument der herrschenden Klasse.

Von Sorel jedoch stammt die entscheidende Idee, die Laclau und Mouffe zu einer vollständigen Alternative zum Marxismus ausbauen – das Konzept der Indeterminiertheit der »Identität sozialer Handlungsträger«. Dies folgt unmittelbar aus Sorels Weigerung, ökonomisch begründete Klassenverhältnisse als Determinante des Politischen zu betrachten. Wenn jedoch die politische Ebene genauso autonom ist wie die ideologische und die ökonomische, dann muß notwendigerweise auch die Zentralität von Klassen und Klassenkämpfen im marxistischen Paradigma bestritten werden. Sorel akzeptiert jedoch die Bestimmung des Proletariats als historischer Kraft, wenn er auch den Hang marxistischer Parteien zum Parlamentarismus ablehnt. Sorel verfißt die Schaffung einer auf dem Prinzip der Selbstbestimmung

beruhenden Gesellschaft der Produzenten mittels industrieller Kämpfe, insbesondere Massenstreiks. Obwohl solche Auffassungen von wichtigen Vertretern der II. Internationale wie Rosa Luxemburg und den Rätekommunisten (Anton Pannekoek, Hermann Gorter) geteilt wurden, sind sie heute nur noch in der französischen und spanischen Arbeiterbewegung virulent. Soweit er nicht durch konkrete Forderungen ausgelöst wird, deren Erfüllung ausreicht, die Bewegung zu zerstreuen, ist der Massenstreik mehr als ein Akt der Arbeitsverweigerung. Er ist ein Akt der Erlösung, der gesellschaftlichen und kulturellen Transformation. Mehr noch, wenn Sorel von der Notwendigkeit eines Mythos spricht, der eine Bewegung mit Leben erfüllt, deckt er auf, was Bataille später statt von Interessen von »Verausgabung« oder »Verschwendung« sprechen lassen wird. Obwohl sie Sorels anti-ökonomistische Kritik am Marxismus in den Mittelpunkt ihrer eigenen Bemühungen um die Reformierung des radikalen Projekts stellen, fallen Laclau und Mouffe, was die Anerkennung der kulturellen Grundlagen sozialer Bewegungen anbelangt, hinter ihn zurück.

Laclau und Mouffe zufolge hat der Marxismus der II. Internationale eine essentialistische Doktrin geschaffen, in der die Arbeiterklasse a priori gesellschaftlicher Handlungsträger ist, ein Fehler, von dem auch Gramsci nicht verschont bleibt. Obwohl er die Wichtigkeit der Rolle von Ideologie und Staat im modernen Kapitalismus erkannt hat, bindet er Hegemoniefunktionen an Klassen. »Die ökonomische Basis mag (für Gramsci) nicht den letztendlichen Sieg der Arbeiterklasse garantieren, da dies von ihrer Fähigkeit zu hegemonialer Führung abhängt. Ein Scheitern der Hegemonie der Arbeiterklasse kann jedoch nichts anderes zur Folge haben, als eine Rekonstruktion bürgerlicher Hegemonie, so daß der politische Kampf letztlich ein Nullsummenspiel zwischen Klassen ist«. Laclau und Mouffe versuchen diesen »essentialistischen Kern« Gramscis zu überwinden, indem sie das Prinzip der Entsprechung, oder genauer der Repräsentation aus dem Hegemoniekonzept entfernen. Hegemonie – um Freuds Vorstellung von Sexualität zu gebrauchen – »bindet sich« an Bewegungen, an Klassenfraktionen oder woran auch immer, aber die Auswirkungen und Erscheinungsformen von Hegemonie sind nicht auf Klassenverhältnisse reduzierbar.

Hegemonie wird zwar konstituiert, aber nicht durch vorgegebene Klassenverhältnisse. Im Anschluß an Sorel argumentieren Laclau und Mouffe, es bestehe keine notwendige logische Beziehung zwischen sozialen Akteuren und Produktionsverhältnissen. Daher führen sie einen Frontalangriff auf die Vorstellung unabhängiger Materialität des Ökonomischen und verfechten anstelle dessen das Primat von Diskursformationen, innerhalb derer das Gesellschaftliche selbst als unsicheres Feld konstituiert ist, auf welchem um Hegemonie gerungen wird. Die sozialen Kategorien werden zu bloßen Positionen auf den diskursiven Feldern, die Laclau und Mouffe als materielle Kräfte begreifen, die jedoch nicht metaphysischen Klassen sondern vielmehr konkreten Bewegungen zuzuschreiben sind, die selbst in Kategorien diskursiver Praktiken artikuliert sind.

Einer der erfrischendsten Aspekte des Buches ist das Reflexionsvermögen seiner

Autoren. Anders als viele Kultur- und Gesellschaftstheoretiker, die das, was manchmal »Diskurstheorie« genannt wird, rein auf methodologischer Ebene, als analytisches Handwerkszeug, aufgegriffen haben, gehen Laclau und Mouffe die Dinge philosophisch an. Dabei betonen sie nicht nur ihre Distanz zur Hegel'schen Dialektik und zu den Totalitätsvorstellungen des »westlichen Marxismus«, sondern auch vom epistemologischen Materialismus, demzufolge das Objekt des Wissens um die Gesellschaft unabhängig vom Willen durch die objektive Welt konstituiert wird. Ihrer Argumentation nach sind alle Objekte diskursiv konstituiert, und sie »betonen den materiellen Charakter jeder diskursiven Struktur«. Diskurs ist daher in keiner Weise eine gedankliche Kategorie, sondern, einer Vorstellung Wittgensteins folgend, als Handeln und Sprache umfassendes »Sprachspiel« konstituiert. »Die objektive Welt ist gemäß relationaler Folgen konstituiert, die nicht notwendig einen finalistischen Sinn haben und in den meisten Fällen keinerlei Sinns bedürfen; um von Diskursformationen sprechen zu können, genügt es, daß bestimmte Regelmäßigkeiten verschiedene Positionen etablieren.«

Die Konsequenzen dieser Überlegungen für die Kritik am Marxismus sind schwerwiegend. Die Unterscheidung zwischen Basis und Überbau, mit ihrer impliziten Hierarchie von Determination und historischer Priorität, wird aufgegeben. Stattdessen entsteht das Bild einer Vielzahl durch Sprache und Handeln konstituierter Diskursformationen, von denen eine jede aus »Regelmäßigkeiten differentieller Positionen« besteht. Die Konsequenz ist die Unmöglichkeit des von Marxismus wie Soziologie als faktisch betrachteten Gesellschaftlichen. Denn die Gesellschaft selbst ist durch Diskurse konstituiert und besitzt nicht den ontologischen Status einer keiner weiteren Reduktion bedürftigen Totalität. »Es gibt keinen der Gesellschaft eigentümlichen geschlossenen Raum, da das Gesellschaftliche selbst kein Wesen besitzt.« Vieles in dieser Hinsicht wurde schon von Foucault geleistet, der versuchte, Geschichtsschreibung von essentialistischen a priori-Konzeptionen wie Identität, Vermittlung, Determination usw. zu befreien. Das Insistieren auf der Unvermeidbarkeit von Differenzierungen ist ein Problem. Ein zweites ist, ob es etwas gibt, was außerhalb des diskursiven Feldes existiert. Sich auf wichtige Passagen von Foucaults (1973) »Archäologie des Wissens« beziehend bestehen Laclau und Mouffe darauf, daß Objekte diskursiv konstituiert sind, daß die Unterscheidung zwischen Sprache und dem »Feld« der Handlung unberechtigt ist, daß Sprache und »Handlungsfeld« vielmehr unterschiedliche Positionen in einer Diskursformation sind. Trifft dies zu, so ist die gesamte marxistische Ideologietheorie widerlegt, eingeschlossen die tiefgreifenden Erneuerungen durch Gramsci und Althusser, die die Vorstellungen von »falschem Bewußtsein« eliminierten und Ideologietheorie innerhalb von Institutionen ansiedelten. Denn trotz ihrer Bemühungen, Ideologie als materielle Kraft zu behandeln, hielten Gramsci und Althusser an der Unterscheidung zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen als Objekt *suis generis* und Diskurs fest, der letztendlich als Teil des Überbaus behandelt wurde. Der Marxismus kann dem dem Basis-Überbau-Modell inhärenten Problem der Repräsentation nicht entgehen,

weil das Bedeutete und Repräsentierte innerhalb dieses Modells nur einen abgeleiteten Status erhält und, wichtiger noch, Korrespondenz und Identität als Axiome marxistischer Epistemologie betrachtet werden.

Althusser's mutiger Versuch diese Probleme mit den Mitteln Lacan'scher Psychologie zu lösen, widmet sich der wichtigste kritische Beitrag in »Hegemony and Socialist Strategy«. Indem Althusser zeigt, daß »alles, was im Gesellschaftlichen existiert, überdeterminiert ist«, wird seine gegenteilige Erklärung, das Gesellschaftliche sei letztinstanzlich durch die Ökonomie bestimmt, problematisch. Denn genauso wie kein/e christliche/r Theolog(e)in, so revolutionär seine oder ihre Darstellung des Schicksals der Menschheit auch sein mag, Gott leugnen kann, ist der Marxismus in eine diskursive Struktur eingebunden, in der Konzepten wie Produktionsweise, Vermittlung, Krise und historische Mission überhistorische Bedeutung zukommt.

Nachdem sie den Diskurs marxistischer Gesellschaftstheorie in radikaler Weise aus dem Lot gebracht haben, beginnen Laclau und Mouffe im letzten Kapitel einen neuen Diskurs politischer Theorie, der die Originalität des Buches ausmacht. Bevor jedoch die politischen Implikationen von Laclaus und Mouffes sozialer Linguistik diskutiert werden soll, noch einige Bemerkungen zu deren analytischem Rahmen.

III

1. Daß Logoentrismus unvermeidbar ist, weil dessen Struktur tief in der Sprache verwurzelt ist, wird von Derrida zugegeben. Sprache ist von Denken nicht zu trennen (vgl. Mackensy/Donato (eds.) 1972). Aus diesem Grund stellt Derridas Philosophie zwar eine Provokation dar, liefert jedoch kein System, das hoffen könnte, Hegel oder irgendeine andere Totalitätsphilosophie, welche die Überwindung der unmittelbaren Bedingungen verspricht, zu ersetzen. Ob nun als expressive Totalität der Hegelianer gefaßt, in der die Identität von Subjekt und Objekt Resultat eines langen, widersprüchlichen Prozesses ist oder als strukturierte Differenzierungen – insbesondere diskursive Formationen – anerkennende Totalitäten, bei denen jedoch an der Vorstellung von alles (provisorisch) zusammenhaltenden Dominanzstrukturen festgehalten wird (eine solche Struktur ist die Ökonomie, eine andere ist das Unbewußte), zum Verständnis der Welt gehört Determination. Selbst Foucault, dessen Argumentation parallel zu der von Laclau und Mouffe verläuft, sieht sich mit dem Paradox von Determiniertheit und Indeterminiertheit konfrontiert, wenn er Geschichte *treibt*, anstatt über sie zu reden. Ließ sich nicht Foucault, obwohl er dem historischen a priori der Politischen Ökonomie, der Naturgeschichte oder der klinischen Medizin als »Bedingung der Wirklichkeit von Aussagen« abschwor, auf die Geschichte des moralischen und ethischen Diskurses ein, und benutzte er nicht dieses a priori innerhalb und zwischen verschiedenen Jahrhunderten? Es kann nicht darum gehen, den von Foucault untersuchten sogenannten marginalen Überbau-diskursen die Politische Ökonomie als Vorbedingung entgegenzuhalten. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Essentialismus allgegenwärtig ist. Denn Foucault wird

nahezu zum Funktionalisten, wenn er periodische Epistemie in Begriffen ihrer diskursiven Praktiken artikuliert, während er gleichzeitig in brillanter Weise die Unterscheidung zwischen Sprache und Objekt auslöscht. Seine Geschichte ist von Interessen durchsetzt, die in keiner Weise unschuldig sind.

Foucault kann als Historiker der moralischen Ökonomie Westeuropas betrachtet werden. Er untersucht »Regeln, die diskursive Praktiken definieren«, die »in denselben Dingen, die sie untersuchen, befangen sind«. Aber die normative Intention ist nicht im Mindesten versteckt. Da Regeln menschlichen Handelns nicht immer normativ sind, leitet sich ihr »Sinn« aus den Machtverhältnissen ab, deren Teil sie sind. So muß Foucault, der verlangt, daß wir die Historizität jeglicher sozialer Verhältnisse und die Verwurzelung von Macht in Sprache sowie umgekehrt von Sprache in Macht anerkennen, doch eine stillschweigende Logik seiner Geschichte aufrechterhalten – Determiniertheit durch Diskurs. Foucaults Geschichtsschreibung ist nicht rein durch Dispersion konstituiert, beinhaltet sie doch ihre eigene Einheit der Methode. Foucaults »Regeln« sind Setzungen zur Untersuchung des Gesellschaftlichen. Das Objekt historischer Untersuchung ist sich selbst als Wissenschaft konstituierendes Wissen, von dem sich jedoch zeigen läßt, daß es auch nur eine weitere, Macht und Herrschaft implizierende diskursive Praxis ist. »Anstelle der Achse Bewußtsein/Wissen/Wissenschaft (die der Subjektivität nicht zu entrinnen vermag), erforscht die Archäologie die Achse diskursive Praxis/Wissen/Wissenschaft« (Foucault 1981). Folglich impliziert der Begriff »savoir« als Gegensatz zum Begriff »connaissance« gefaßt, deshalb kein Subjekt, weil Wissen in diesem Sinn keine Vorstellung von wissensunabhängiger Realität, von den Bedingungen ihrer Produktion unabhängiger Wahrheit, enthält. Für sich genommen stellen sich diese Regeln als logische Alternative zur Politischen Ökonomie dar, die die Untersuchung der Bedingungen der Produktion des materiellen Lebens zu ihrem Ausgangspunkt macht, Verhältnisse untersucht, die durch die Verteilung des gesellschaftlichen Produkts, durch Akkumulationsprozesse und sich hieraus ergebender Konflikte entstehen. Die Vorgehensweisen sind verschieden, die algorithmische Substanz ist jedoch ähnlich. Laclaus und Mouffes Reflektionsvermögen vermag das Paradox, soziale »Archäologie« als Gegensatz zu Gesellschaftstheorie zu betreiben, nicht zu umfassen. Selbst die kritischste Archäologie konstituiert ihr Wissensobjekt als Kritik anderer möglicher Objekte; ihre Diskurse implizieren Hierarchie und Determination. Mag man auch bestimmte diskursive Praktiken als für spezifische historische Episteme entscheidend auswählen, die Vorstellung von Determiniertheit wird hierdurch nicht aufgegeben. Aufgegeben wird höchstens ein überhistorisches a priori-Urteil. Das bedeutet, man kann (wie ich es tun würde) argumentieren, daß die Wirksamkeit der Politischen Ökonomie auf methodologischer Ebene, einer spezifischen sozialen Formation, die in bestimmten Positionen angesiedelt ist, korrespondiert, so daß Politische Ökonomie sicherlich Teil eines jeden hierfür Erklärungen suchenden Katalogs von Diskursen wäre. Es gelte nur die charakteristischen Kategorien der Politischen Ökonomie (Klasse, Ware, Mehrwert, Profit etc.) mit den hinsichtlich des Politi-

schen, des Kulturellen oder jeder anderen Diskursformation spezifizierten Kategorien zu artikulieren. Das Problem des Foucault'schen Algorithmus sind seine Ausgrenzungen. Klasse, Ware usw. verschwinden einfach als zulässige Objekte der Untersuchung. Im Eifer, ihren Diskurs von dem des Marxismus abzugrenzen, argumentieren Laclau und Mouffe durchaus stichhaltig gegen traditionelle marxistische Hegemonieansprüche, lassen dabei aber wenig Raum für die Kategorien der Politischen Ökonomie.

2. »Wovon ich nicht sprechen kann, davon muß ich schweigen«, sagt Wittgenstein in seinem »Tractatus«. Dieser Satz markiert zusammen mit seinem Korrelat »Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt« das Ende des Außerlinguistischen. Sprache verliert den Charakter von Repräsentation oder Ausdruck und wird zum alleinigen Konstituens dessen, was wir als das Gesellschaftliche bezeichnen oder als das Natürliche. Foucault und Derrida übernahmen dieses Diktum ohne das bei Wittgenstein noch präsenste Bemühen um Sinn mitaufzunehmen. In einem Interview, veröffentlicht in »Power/Knowledge« (Foucault 1981), sagt Foucault, die Natur könne nicht losgelöst von den »sie« in den Diskurs einbeziehenden Erkenntnisprozessen verstanden werden. Mit anderen Worten, die Natur kann nur innerhalb eines konstituierten Kontextes verstanden werden, nur so, wie sie innerhalb von Kultur artikuliert wird. Dies war ein fruchtbarer Schritt weg von der traditionellen materialistischen Epistemologie, die an einer realistischen Wissenschaftstheorie und einer Widerspiegelungstheorie des Wissens festhält. Denn was durch Diskurstheorie gewonnen wird, ist, daß Wissenschaft und Wissen von der ideologischen Konnotation der Neutralität befreit wird. Nicht nur gesellschaftliches Wissen oder Politik, von Althusser als Ideologie bezeichnet, sondern alles Wissen wird im Kontext von Macht verstanden. Diskurs ist somit nie weit vom Spiel zwischen Herrschaft und Widerstand entfernt. Doch genauso wie Foucaults Regeln für historische Untersuchungen das stillschweigende Verschwinden der Politischen Ökonomie, insbesondere der Produktion materiellen Lebens (das dem Bereich der seine streitbare Macht verlierenden technischen Rationalität zugeordnet wird) mit sich bringen, eliminiert die Reduktion gesellschaftlicher Verhältnisse auf Diskursformationen die nun als »essentialistisch« gebrandmarkte Naturgeschichte.

Seit Engels und Marx menschliche Gemeinschaften in einen naturgeschichtlichen Kontext gestellt, und wie Engels den Regeln naturwissenschaftlicher Forschung unterworfen haben, bemühen sich verschiedenste Strömungen der marxistischen Bewegung, die gesellschaftlichen Verhältnisse vom Ballast des wissenschaftlichen Marxismus zu befreien, von dem Beharren auf der Vorstellung, menschliche Gemeinschaften seien »Organismen«, die der Physik – oder genauer der Physik des 18. Jahrhunderts – analogen Gesetzen gehorchen. Lukács' viel gelobten Attacken auf Engels entlehnten vieles der neo-kantianischen »Geisteswissenschaft«, derzufolge gesellschaftliche Verhältnisse nur mittels der Interaktion von Beobachter und Beobachtetem verstanden werden können, ein Prozeß, der die Objektivität des Gesellschaftlichen strikt ausschließt. Lukács ging es darum, der Marx'schen Kritik des tra-

ditionellen Materialismus treu zu bleiben. »Geschichte und Klassenbewußtsein« versucht Gesellschaft »subjektiv als sinnliche menschliche Aktivität« zu verstehen, als eine Reihe von Praktiken und nicht als »Objekt der Anschauung«. (Was sich natürlich auf Marx' Feuerbachthesen, insbesondere die 2. These bezieht): Seine epistemologische Kritik am späten Engels markiert einen Bruch mit dem Scientivismus der II. Internationale, derzufolge gesellschaftliche Transformation naturgesetzliche, von menschlicher Intervention unabhängige Macht besaß.

Laclau und Mouffe schließen sich der zeitgenössischen Strömung des Post-Strukturalismus an, indem sie das Ende a priorischer Subjekte verkünden und sich implizit Lacans Lesweise Freuds zuordnen, des bedeutendsten Theoretikers des relativ unsozialisierten Körpers dieses Jahrhunderts. Lacans emblematische Verkündung, das Unbewußte sei »strukturiert wie die Sprache«, machte mit einem Mal die Freudsche Theorie der französischen linguistischen Philosophie kompatibel und beseitigte das entmutigendste Hindernis, das der die Hegemonie der Philosophie und Gesellschaftstheorie des 20. Jahrhunderts dominierenden analytischen Strömung entgegenstand. Sexualität, wie Freud wie begreift, konnte durch Ausdrucksmittel wie Äußerung und Diskurs nur teilweise erfaßt werden. Ein Überrest, ein Überschuß entkam den herrischen Fängen der Sprache und störte die Anordnung des Gesellschaftlichen. Für Freud stellte sich die Frage der völligen Konstitution des menschlichen Subjekts durch Sprache nicht, da für ihn die Grenzen der Sprache nicht die Grenzen der Welt bedeuteten (vgl. Freud 1930; Lacan 1973).

In einem anderen Register postuliert Ernst Bloch die Mysterien des »noch nicht Bewußten«, die sich in Träumen offenbaren oder auf der Ebene der Gestik verbleiben, nie artikuliert werden, aber dennoch ins Handeln einfließen. Bloch behält den Impuls nicht-artikulierter Intuition, Willens und Verlangens bei, der für ihn vieles der Prozesse gesellschaftlichen Wandels zu erklären vermag. Manchmal verlegt er wie die Frankfurter Schule das Verlangen in die Kunst, oder, wenn er politisch spricht, in die Jugend, für die das Verlangen Antrieb der Entwicklung ist. Es ist klar, daß für Bloch das Neue nicht nur eine Verkettung von Diskursen sein kann, sondern auf die Präsenz von Diskursen verweist, die durch »das noch nicht Bewußte«, gegen das sich die bestehende Ordnung wendet, konstituiert sind. Blochs Beitrag wirft ebenso wie der Freuds die Frage nach der Wirksamkeit des Rationalismus als Methode zur Erklärung historischer Ereignisse und Veränderungen auf. Bloch versucht, indem er die neo-romantische Vorstellung von Zeit als gesellschaftlicher Kategorie aufnimmt und die Rationalisierung des Unbewußten ablehnt, das Subjekt als vom Standpunkt gesellschaftlicher Ordnung indeterminiert zu postulieren, da es durch ein anderes »Jetzt« konstituiert ist, als die herrschende technisch vermittelte Zivilisation. Weiter argumentiert er, daß das »noch nicht Bewußte« im prä-linguistischen Feld angesiedelt ist, wo das Verlangen gegen die Grenzen des vorherrschenden Diskurses um Artikulation kämpft.

Wie sollen wir aus der Perspektive Laclaus und Mouffes die Tschernobyl-Katastrophe und andere Atomkatastrophen verstehen? Die Mentalität, die die Entwick-

lung von Atomenergie und Atomwaffen zuläßt, ist durch Diskurse geprägt, in der Natur ausschließlich durch Technologie konstituiert ist. Doch die Ereignisse selbst verweisen auf eine Revolte dominierter Natur. Ob die äußere Natur von Menschen unabhängigen Gesetzen gehorcht, läßt sich diskutieren. Über jeden Zweifel erhaben ist jedoch ihr auf Autonomie drängendes Moment, ist, daß sie ein Subjekt ist, deren Regeln zu ignorieren schwerwiegende Konsequenzen für die Menschheit zu haben droht. Dies ist die Überzeugung der Ökologiebewegung. Ihre Kritik an der vergegenständlichten Arroganz technologischer Gesellschaften, die ihre post-aufklärerischen Diskurse prägt, ist von sozialistischer Seite, ob libertär, autoritär oder demokratisch, kaum wahrgenommen worden. Laclau und Mouffe müssen die Erfahrungen der Konfrontation mit den Resultaten dieser Technologien, etwa der Gentechnologie oder auch nur gewöhnlicher industrieller Praktiken, etwa der Chemie, die in den letzten zehn Jahren Gelegenheit für einen neuen Blick auf die Vorstellung vom Primat der Praxis über das Objekt gegeben haben, erst noch aufarbeiten. Möglicherweise ist der gleitende Signifikant Diskurs ohne Objekt und die damit zusammenhängenden Doktrinen des Primats des Kulturellen mehr als eine literarische Stilblüte. Die Philosophie der Semiotik ist im Gegensatz zu ihren deskriptiven Verfahren der kulturelle Ausdruck der Beherrschung der Natur, welche gegenwärtig zu einer destruktiven materiellen Kraft geworden ist.

IV

Die Bedeutung von »Hegemony and Socialist Strategy« liegt in dem bahnbrechenden Versuch, die literarische und philosophische Kritik des Post-Strukturalismus zu politisieren. Laclaus und Mouffes Diskurs bleibt engagiert, wenn er auch nicht einer existierenden Partei oder Ideologie verbunden ist. Es handelt sich um eine »politische Vorstellung«, die »radikal libertär und politisch unendlich ambitionierter ist, als die klassische Linke«. Sie zielen darauf, die demokratische Revolution auf »Gesellschaft und Staat als Ganzes« auszudehnen und eine Alternative zu den Spielarten des Staatssozialismus zu schaffen, die in ihren Augen als Vermächnis der jakobinischen (sprich elitären) Traditionen der französischen Revolution nur danach streben, das Eigentum an und die Kontrolle über die Produktionsmittel zu ändern, dabei aber die bürgerliche Gesellschaft und den repressiven Staatsapparat mehr oder weniger unberührt lassen. Für Laclau und Mouffe hat die demokratische Revolution Vorrang vor dem Sozialismus, der eh nicht länger als determinierte Negation des Kapitalismus zu betrachten ist. Zudem haben die Arbeiterbewegungen entgegen den Erwartungen der Marxisten, sie würden die Überwindung der Produktionsbedingungen anstreben, ihre politischen Vorstellungen innerhalb der bestehenden Verhältnisse bestimmt, was eindringlich darauf verweist, daß das von der Linken auserkorene Subjekt historischer Veränderungen die ihm zugewiesene Rolle verweigert hat.

Laclau und Mouffe verzichten auf eine allgemeine Theorie der Politik und setzen stattdessen ihre Hoffnungen auf die im Verlauf der letzten beiden Jahrzehnte in Erscheinung getretenen neuen sozialen Bewegungen. Keinesfalls jedoch betrachten sie die feministische-, die Ökologie-, oder irgendeine andere neue soziale Bewegung als transzendentalen Garanten der Befreiung. Claude Lefort folgend, regen sie an, den »Ort der Macht als leeren Raum« zu betrachten, der auf nicht determinierte Weise durch diejenigen radikalen Diskurse gefüllt wird, denen es gelingt, das Feld hegemonialer Praktiken zu betreten. Keine von ihnen genießt jedoch Vorrang in dem Sinn, daß ihr aufgrund irgendwelcher Bedingungen vorweg der höchste Rang im Pantheon politischer Antagonismen zukommen würde.

Somit wird die liberale Vorstellung von demokratischem Pluralismus so transformiert, daß sie als politische Kategorie zum Ausdruck der Autonomisierung disparater Diskurse und Kämpfe, sowie ihrer Gleichwertigkeit wird – Gleichheit in der gesellschaftlichen Sphäre. Laclau und Mouffe sind so damit befaßt, den dem Marxismus von Anbeginn eigenen Autoritarismus aufzuzeigen, daß bei ihnen Begriffe moralischer, diskursiver oder irgendeiner anderen Art Autorität, keinen Platz mehr finden. Sie teilen die vielen Formen libertären Denkens eigentümliche Verwirrung von Autorität und Autoritarismus, was sie davon abhält, sich überhaupt damit zu befassen, was geschieht, wenn soziale Bewegungen Macht gewinnen. Nicht nur Macht in der bürgerlichen Gesellschaft oder im Staat, sondern auch moralische Autorität, die sie in die Lage versetzt, die Tagesordnung linker Politik zu bestimmen.

Um Autorität, die nicht mit Herrschaft einhergeht, zu begreifen, müßte man konkrete Untersuchungen der jüngsten Erfahrungen in Ländern wie Südafrika, Polen oder Brasilien vornehmen, von denen jedes eine Allianz zwischen aufständischen Arbeitern und der Kirche hervorgebracht hat. Denn die Arbeiterbewegungen dieser Länder agieren innerhalb sozialer Antagonismen, in denen ihre partikularen Forderungen als Arbeiter mit den allgemeinen Forderungen nach Freiheit von Diktatur zusammentreffen. Militante Arbeiterbewegungen konnten in diesen Fällen als *ein*, wenn nicht vielleicht auch nicht *das* handelnde Subjekt anderen sozialen Bewegungen gegenüber – die demokratische Bewegung der Intellektuellen eingeschlossen – moralische Autorität ausüben. Da die Arbeiterbewegungen dieser sich industrialisierenden Länder, in denen der repressive Staat nahezu alle Zügel in der Hand hielt, in einen sehr leeren Raum stieß, waren es demokratische Forderungen, die die politischen Vorstellungen der Arbeiterbewegungen ebenso dominierten, wie die anderer sozialer Bewegungen. In Brasilien führten die Massenstreiks der Jahre 1978/79 zur Formierung einer breiten Arbeiterpartei, die eine Herausforderung für die traditionelle Opposition gegen das Militär darstellte, weil sie die von der alten brasilianischen Linken vertretene Strategie der demokratischen Front zugunsten einer radikaldemokratischen Politik aufgab. In Polen sah sich die demokratische Arbeiterbewegung mit dem Staatssozialismus konfrontiert. In beiden Ländern schlug sich die katholische Kirche auf die Seite der Arbeiter. Die brasilianische Kirche ruft zur Rückbesinnung der bürgerlichen Gesellschaft auf »Basisgemeinden« auf und ver-

sucht gleichzeitig den Staat zu bewegen, seine Kontrolle über das Erziehungswesen und die Arbeitsplatzgestaltung aufzugeben. Die brasilianischen sozialen Bewegungen sind entweder der neuen Arbeiterbewegung verbunden oder der demokratischen Front. Selbst die Arbeiterbewegung ist gespalten. Es steht außer Frage, daß die Auseinandersetzungen um die gesellschaftliche Hegemonie zum Auftreten neuer Subjekte geführt hat, in erster Linie von Arbeitern.

Die Gemeinsamkeiten liegen auf der Hand: In jedem dieser Länder tat sich der autoritäre Staat mit multinationalen Konzernen zusammen, um ein Entwicklungsmodell zu schaffen, das teilweise auf einer Proletarisierung der Landbewohner beruhte, ohne jedoch die Vorzüge bürgerlich demokratischer Revolutionen zu bieten. Was entstand, war eine Arbeiterklasse ohne Rechte. Insoweit ist das Entwicklungsmuster durchaus der industriellen Revolution Großbritanniens und anderer europäischer Länder vergleichbar. Aber anders als in Situationen, wo die Kämpfe der Arbeiter um demokratische Rechte mit der vorherrschenden demokratischen Ideologie, wie sie im parlamentarischen Staat vergegenständlicht ist, konfligiert, setzen die Machthaber dieser Länder ausschließlich auf Massenkonsum, eine fordistische Lösung, mit der sie den Forderungen der Arbeiter nach Gewerkschaftsautonomie und politischer Beteiligung zuvorkommen versuchen.

Die Arbeiterklasse wird als eigenständige ökonomische Kategorie nicht nur durch die umfangreichen Investitionen, die Landfluchtpolitik etc., konstituiert, sondern durch den Globalisierungseffekt der ökonomischen Entwicklung auch diskursiv als Klasse. Ob brasilianische Bourgeoisie, kommunistische Partei Polens oder weiße Minderheit in Südafrika, sie alle streben eine nationale Bewegung an, die keine Massenbasis im sich entwickelnden Proletariat hat. Folglich korrespondieren die demokratischen Forderungen der Arbeiter dieser Länder mit denen der Intellektuellen (teils in den Kirchen, teils in den Universitäten). Diese Koalition gewinnt in Brasilien und Südafrika zugleich demokratischen und anti-kapitalistischen Charakter, in Polen richtet sie sich gegen die neue Klasse. Obwohl in der Form recht unterschiedlich, ist doch die Struktur der demokratischen Opposition dieser drei Bewegungen in vielerlei Hinsicht bemerkenswert ähnlich.

Diese Darstellung unterscheidet sich vom traditionellen marxistischen Verständnis von Klassen und Klassenkämpfen. Die demokratische Bewegung Brasiliens entstand unter spezifischen Bedingungen, die sie vom polnischen Fall unterscheiden. In beiden Fällen war die Ausformung der politischen Kämpfe durch ein Zusammenreffen von repressivem Staat, schneller Industrialisierung und der Geschichte revolutionärer und sozialistischer Diskurse bestimmt, sowie von den konkreten Umständen, die eine aufständische Arbeiterbewegung hervorbrachten. Die Präsenz eines charismatischen Führers innerhalb der Metallindustrie sowie unter den südafrikanischen Bergarbeitern – typischen Führungssektoren entwickelter kapitalistischer Länder – war dabei sicher nicht der Unwesentlichste. Es steht außer Frage, daß in diesen Prozessen – großteils zufällig und auf Grund nicht beabsichtigter Konsequenzen – Subjekte geformt wurden, die überdeterminiert sind. Hierdurch sollte

deutlich geworden sein, daß, konstituiert als intellektuelle und moralische Führung, Hegemonie in solchen Situationen zu einer gesellschaftlichen Kategorie wird. Die Rolle der Intellektuellen ist in solchen Situationen von großer Bedeutung, aber zweischneidig. Die brasilianische Arbeiterbewegung kooperiert zwar mit Intellektuellen, ist ihnen aber in keiner Weise untergeordnet. Die Intellektuellen der Kirche und die vereinzelt marxistischen Akademiker bilden innerhalb der komplexen Allianz der Arbeiterpartei relativ abgesonderte Diskursformationen. Die Metallarbeiter haben auf jeder Stufe der ideologischen Auseinandersetzung ihre Positionen selbst artikuliert, eingeschlossen die Vision der von ihnen angestrebten Gesellschaft – ihre politischen Vorstellungen würden Laclau und Mouffe das nennen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß ihre politische Vorstellung, sich von denen unterscheidet, die von der Arbeiterbewegung nicht unmittelbar verbundenen Intellektuellen artikuliert wird. Zusammengefaßt: Will man Diskurstheorie mit ihrem eigenen a priori konfrontieren, erweist es sich als hilfreich, das Prinzip »historischer Spezifik« rigoros auf die Artikulation radikal-demokratischer Politik, wie Laclau und Mouffe sie vertreten, anzuwenden. Man wünschte ihre Auseinandersetzung mit der Literatur wäre durch Fallstudien ergänzt worden. Solche Studien wären auf Momente von Hegemonie ohne Herrschaft gestoßen, wodurch Laclaus und Mouffes Verwirrung von Autoritarismus und Autorität ebenso korrigiert worden wäre, wie die von dem einen Subjekt und einem Komplex von Subjekten. Verachtete Diskurse des 19. Jahrhunderts wie die Politische Ökonomie und die Naturgeschichte hätten dann ihren Platz unter der Vielzahl der das Gesellschaftliche konstituierenden Positionen eingenommen. Dennoch verdient »Hegemony and Socialist Strategy« eine sorgfältige Lektüre. Es wirft Fragen auf, die bisher ein Schattendasein am Rande des traditionellen linken Diskurses führten, vor allem bei leninistischen Zirkeln, aber auch bei demokratischen Sozialisten. Gerade im Zuge der derzeitigen Krise bietet das Buch Gelegenheit, das Vermächtnis einer diskreditierten Vergangenheit beiseite zu legen und neu zu beginnen.

(Übersetzung aus dem Englischen von David Weißert)

Literatur

- Althusser, L. (1968): *Für Marx*, Frankfurt/M.
- Bachelard, G. (1978): *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*, Frankfurt/M.
- Bernstein, E.: *Evolutionary Socialism*
- Foucault, M. (1973): *Archäologie des Wissens*, Frankfurt/M.
- ders., (1981): *Power/Knowledge*, New York (vgl. die Aufsatzsammlung in deutscher Sprache: ders. *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978)
- Freud, S. (1930): *Das Unbehagen in der Kultur*, in: Sigmund Freuds gesammelte Werke Bd. XIV, Frankfurt/M.
- Gramsci, A. (1971): *The Intellectuals*, in: *Selections from the Prison Notebooks/ vgl. die Auswahl in deutscher Sprache: ders. Zu Politik, Geschichte und Kultur*, Frankfurt/M. 1980, S. 230 ff.
- Hook, S. (1940): *Reasons, Social Myth and Democracy*,
- Kuhn, T. (1967): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M.
- Lacan, J. (1973): *Schriften*, Freiburg i.B.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1984): *Hegemony and Socialist Strategy*, London
- Lukács, G. (1970): *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Berlin/Neuwied
- Macksey/Donato (eds.) (1972): *The Structuralist Controversy*
- Michels, R. (1924): *Zur Soziologie des Parteienwesens im demokratischen Rechtsstaat*, Tübingen
- Mosca, G. (1950): *Die herrschende Klasse*, München
- Pareto, V. (1955): *Allgemeine Soziologie*, Tübingen
- Popper, K. (1965): *Das Elend des Historizismus*, Tübingen
- Sorel, G. (1969): *Illusions of Progress*, Berkley
- Stanley, J. (ed.) (1976): *From George Sorel*, Oxford